



ROGER STEIN

wurde 1975 in Zürich geboren, kam 2004 nach Berlin. Sein Urteil: »Jeder kann sich hier ein bisschen schlecht anziehen und Künstler nennen.« Seine 2006 erschienenen »Lieder eines post-modernen Arschlochs« (mit Sandra Kreisler) wurden mit dem Preis der deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet.

Schon Robert Walser berichtete, er sei seinen »Hang zur schönen, edlen Faulpelzerei« erst im rauen deutschen Wind losgeworden.

Demselben Impuls – raus aus der warmen Stube, rein ins unwirtliche Berliner Klima – ist im neuen Jahrhundert auch der Lyriker Roger Stein gefolgt. Am Zürichsee aufgewachsen, verließ er das Land bereits als Zwanzigjähriger Richtung Wien »auf der Suche nach einem künstlerischen Umfeld«. In der Schweiz, sagt der 31-jährige Stein, sei »zwar alles ordentlich und luxuriös – aber völlig un kreativ«.

Stein verbindet seine Lyrik seit jeher mit Musik: Derzeit steht er als »Wortfront« mit der Chansonnière Sandra Kreisler auf der Bühne. Das Künstlerpaar ist vor zwei Jahren nach Berlin übersiedelt, Wien war zu gemütlich geworden. In Berlin, so Stein, erlebe man ganz andere Existenzängste: »Man muss hier hart ankämpfen gegen eine Welt, in der man ein anonymes Nichts ist und stets in der immensen Masse von Menschen unterzugehen droht. Diesen Abgrund zu sehen gibt mir Energie, Schaffenskraft nach vorne.«

Anonymität präge auch die ganze Kunst- und Kulturszene der Stadt, sagt Stein. Die ungefilterte Flut von Kunstangeboten mache die Orientierung schwer: »Jeder kann sich ein bisschen schlecht an-

ziehen und sich Künstler nennen.« Hinzu komme eine »ausgeprägte Kultur der Meinungslosigkeit«, die in Berlin herrsche: »Die ganz Stadt neigt dazu, nicht zu urteilen. Man sagt nichts über das Werk des andern, lässt sich total in Ruhe.«

Zuweilen fehle ihm die »Lust an der gegenseitigen Vernichtung« der konfrontativen Wiener Szene, sagt Stein. Aber dafür könne man sich in Berlin wunderbar ungestört auf seine Arbeit konzentrieren.

Auch für Thomas Hürlimann, der nun seit mehreren Jahren wechselweise in der Schweiz und in Berlin lebt, ist die deutsche Metropole »heute vor allem ein Ort, an dem ich in Ruhe arbeiten und durch die Straßen spazieren kann«. Die Schweizer Literaten der Stunde, scheint es, schätzen Berlin nicht als Bühne des Weltgeschehens, sondern viel mehr als Ort des Rückzugs in die Anonymität. Kein Wunder also, dass der Kontakt untereinander alles andere als reger ist, sich auf zufällige Begegnungen in den einschlägigen Institutionen beschränkt.

Im Laufe der Exiljahre rund 1000 Kilometer nördlich der Heimat verblasst meist auch der starke literarische Bezug zum Herkunftsland. »Die Schweiz ist aus meinem Fokus ziemlich raus«, sagt Stein.

Matthias Zschokke betont zwar, er sei in seinem »ganzen Denken unglaublich starrsinnig Schweizer geblieben«, lässt seinen jüngsten Roman aber, wie erwähnt, in Berlin spielen – und wird damit nun auch in Deutschland wahrgenommen.

Ähnliches berichtet Silvio Huonder: Wohnten die Leser seines Romandebüts noch zu 80 Prozent in der Schweiz, war das Verhältnis von schweizerischen und deutschen Leser beim zweiten Roman »Übungsheft der Liebe« bereits ausgeglichen. Nun ist im Herbst nach achtjähriger Pause sein neuestes Buch »Valentinsnacht« erschienen. Der Roman spielt – man rate – in Berlin.

Je mehr die Schweiz geistig in die Ferne rückt, desto entspannter wird das Verhältnis zum Herkunftsland. Keiner schließt eine Rückkehr in die saubere, freundliche Heimat kategorisch aus. Nur ist die helvetische Hochpreisinsel ein schlechter Boden für die schriftstellernde Zunft. »Den Luxus, vom Schreiben leben zu können, hätte ich in der Schweiz nicht«, sagt Huonder. Auch Matthias Zschokke, der ja einst aus Geldnöten nach Berlin gekommen ist, könnte sich eigentlich gut vorstellen, in der Schweiz zu leben und zu arbeiten. Aber: »Meine wirtschaftliche Situation hat sich seit meiner Ankunft hier nicht so sehr verbessert, dass ein Umzug nahe läge«, sagt der Schriftsteller. »Die Schweiz kann ich mir nicht leisten.« ■